Nr. 50. XX. Jahrgang. Donnerstag, 22. Februar 1912.

Dresdner Neueste Nachrichten

Unabhängige Tageszeitung.

Größte Verbreitung in Sachsen.

Redaktion und Hauptgeschäftsstelle Ferdinandstraße 4.
Fernsprecher: Redaktion Nr. 3897. Expedition Nr. 4571. Verlag Nr. 542.

Anzeigen: Die einspaltige Kolonelzeile kostet für Dresden und Vororte 25 Pf., für auswärts 35 Pf., für das Ausland 40 Pf., Familienanzeigen 20 Pf. Die zweispaltige Reklamezeile 1.50 Mk., mit Platzvorschrift 2 Mk. Bei Wiederholungen und Jahresaufträgen Rabatt nach Tarif. Chiffregebühr 20 Pf. Anzeigen von auswärts werden nur gegen Vorausbezahlung aufgenommen. Für das Erscheinen an bestimmten Tagen und Plätzen wird nicht garantiert. Telephonische Aufgabe von Anzeigen ist unzulässig. Unsre Dresdner und auswärtigen Annahmestellen sowie sämtliche Annoncen-Expeditionen im In- und Auslande nehmen Anzeigen zu Originalpreisen und -rabatten an.

Bezugspreis: In Dresden und Vororten monatlich 60 Pf., vierteljährlich 1.80 Mk. frei Haus, auswärts durch unsre Ausgabestellen monatlich 70 Pf., vierteljährlich 2.10 Mk. frei Haus. Mit der wöchentlichen Beilage „Illustrierte Neueste" oder „Dresdner Fliegende Blätter" je 15 Pf. monatlich mehr.
Postbezug in Deutschland und den deutschen Kolonien: Ausg. A mit „Illustr. Neueste" monatl. 90 Pf., vierteljährl. 2.70 Mk., „ B ohne Illustr. Beilage 75 „ „ 2.25 „
In Oesterreich-Ungarn: Ausg. A mit „Illustr. Neueste" monatl. 1.70 Kr., vierteljährl. 5.10 Kr. Ausg. B ohne Illustr. Beilage „ 1.53 „ 4.57 „
Nach dem Auslande in Kreuzb. wöchentlich 1 Mk. Einz.-Numm. 10 Pf.

Diese Nummer umfaßt 16 Seiten. Roman siehe Seiten 13 und 14. Deutscher Reichstag Seite 9. Sächsischer Landtag Seite 11.

Sozialismus und Regierung.

Die Frage der Mitwirkung der Sozialisten an der Regierung, die zurzeit schlechtweg die wichtigste Frage unserer inneren Politik ist, behandelt soeben gründlich und prinzipiell der Führer der englischen Arbeiterpartei, Ramsay MacDonald in seinem in der Politischen Bibliothek des Verlages E. Diederichs erscheinenden Buche über „Sozialismus und Regierung". (Preis kart. 3 Mk., geb. 4 Mk.) Dieses Buch verdient die größte Aufmerksamkeit deutscher Politiker und Regierungen. Insbesondere aber wird es interessant sein, wie sich die Sozialdemokraten in Deutschland zu dieser Veröffentlichung ihres englischen Genossen stellen. Denn MacDonald sagt da mit größtem Freimut ein ganz gehäuftes Maß Wahrheiten, die von den unentwegten Genossen gemäß der alleinseligmachenden Doktrin als reaktionär oder schlimmer gebrandmarkt werden, wenn sich ein bürgerlicher Politiker erlaubte, sie ganz ebenso auszusprechen.

Da kritisiert der englische Arbeiterführer unzweideutig abfällig und nicht ohne Schärfe das Operieren der sozialistischen Partei mit politischen Begriffen, die nicht mehr Wirklichkeit sind und besonders den falschen Begriff vom Staate, an dem die Sozialdemokraten noch immer festhalten. Marx und Engels betrachteten den Staat als das Hauptinstrument kapitalistischer Unterdrückung. Wenn die Sozialdemokratie irgend weiter kommen will, dann muß sie, meint MacDonald, übergehen zur organischen Staatsauffassung. Der Staat ist keine Vereinigung einzelner Personen nach Analogie des Steinhaufens, sondern ein Körper, der sich wie ein höherer Organismus in Organe und Funktionen differenziert. Sein Regierungsorgan wird nicht von getrennten Abteilungen von Individuen kontrolliert, vielmehr empfängt es sein Leben und seine Ordnung von dem allgemeinen Leben der Gesellschaft. Eine Wahl ist keine Befragung der Wähler. Die Abgeordneten sind nicht einfach Diener, die den Willen der Wähler nach Vorschrift zu vollstrecken haben, mechanische Sprachrohre fremder Leute Meinung, sondern seine Idee bringt der Politiker zum Ausdruck. So ist die Wahl nicht der demokratische Urakt, sie stellt vielmehr wesentlich ein Urteil des Gemeinwesens über die von der Regierungsgewalt geleistete oder noch zu verrichtende Arbeit dar.

Wähler und Abgeordnete leiten, so führt der Chef der englischen Arbeiterpartei aus, ihr geistiges Sein und ihre sozialen Ideen aus der Gesellschaft ab, in der sie leben, und deshalb besteht zwischen ihnen kein Subordinationsverhältnis des Herrn zum Diener, sondern sie regeln ihre Beziehungen wie Personen, denen die Lebensenergien aus derselben Quelle zuströmen und die in ihren gemeinsamen Interessen übereinstimmen oder divergieren. Soll aber der Gedanke der Unterordnung als Teil der repräsentativen Regierung beibehalten werden — und er ist sehr irreleitend —, so hätte die Gesamtheit der Gesellschaft, nicht etwa eine Partei oder eine Mehrheit, die Herrenrolle zu spielen. „Der Abgeordnete vertritt die Gesellschaft, er ist kein Legatär der Mehrheit, die ihn gewählt hat; dem Ganzen und nicht einzelnen Teilen schuldet er Rechenschaft."

Von dieser — man kann ruhig sagen: historischen — Grundgesinnung aus fallen für MacDonald eine Reihe von Forderungen, die man für urdemokratisch hält. So das Referendum, in dem er den deutlichsten Ausdruck jener Auffassung des Staats als eines ungegliederten Haufens atomistischer Teile erblickt. Der Führer der englischen Arbeiter, der bekanntlich s. Z. in London ein Gespräch mit Kaiser Wilhelm hatte, und die politische Arbeit so gar nicht in der Unterwühlung der Monarchie, der Gesellschaft und ihrer sozialen Leistung zu suchen pflegt, spricht hier wortwörtlich den Satz aus: „Die Menge ist ihrem Wesen nach nicht zum Gesetzgeber geschaffen."

Welche Schmähungen hätten unsre Genossen bereit für jeden, der diesen Satz und in diesem Zusammenhang so deutlich zu formulieren sich erlaubte! Aber Ramsay MacDonald ist auch auf friedlichere Einwürfe gefaßt: Ja, hat denn der einzelne nicht ein Recht darauf, gehört zu werden? „Nein", antwortet MacDonald, „wenigstens nicht in dem Sinne eines mit ihm geborenen Rechtes. Das Erste ist eben nicht der Einzelne, sondern der Staat, und der Staat befaßt sich nicht mit dem Menschen als einem Inhaber von freigesetzten oder ihm kraft seiner Individualität natürlichen Rechten, sondern mit ihm als dem Träger und Erfüller von Pflichten. Es beruht auch das allgemeine Wahlrecht nicht auf der (klassen und schematischen) demokratischen Gleichheitsidee, sondern in der Anerkennung des Wertes der persönlichen Erfahrung für den Staat." — — Was ist das für eine Art von Ueberzeugung, die dieser Arbeiterführer ausspricht? „Das Erste ist der Staat." Zuerst setzt dieser Politiker dem Staatsbürger die Pflicht gegen den Staat. Vor seine staatsbürgerlichen Rechte. Und offen bekennt er sich als Gegner gewaltsamer Umwälzung: Als hervorragendes Kennzeichen der wahren Vertretung der Volksinteressen gilt MacDonald, daß sich „eine Demokratie nicht mehr in revolutionärem Schilderheben betätige". Man liest dann ferner Sätze, wie den folgenden: „Die Handlungen der gesetzgebenden Körperschaften können schließlich nur den Willen der Gemeinschaft, jedoch nicht den Willen einer Klasse, noch einer Mehrheit oder Minderheit, noch einer Partei, ausdrücken." Liest mit steigendem Erstaunen, daß die „Veranlassungen und Motive, die heute zur Kapitalanhäufung anspornen, vom persönlichen Genießen bis zur Testierung seines Vermögens an seine Erben auch unter dem Sozialismus nicht verschwinden würden . . ." Und gedenkt nach alledem der Worte Bebels (die wir nicht nur im Wahlkampf wieder, sondern auch sonst häufig in den Blättern und Manifesten der deutschen Sozialdemokratie als Leitsatz finden), daß nämlich die eine Klasse der Proletarier nicht ruhen noch rasten dürfe, bis die ganze Gesellschaft, bis dieser Staat vernichtet sei!

Ramsay MacDonald ist der entschiedenste Gegner dieses „Vernichtungsprinzips", der abgesagte Feind der Herrschaft einer Klasse, einer Klassenpartei. Er vertritt eine organische Staatsauffassung, deren wertvoller Grundgedanke durch die verneinende, verödende Phrase der Unentwegten abgelehnt, aber in nichts dadurch entwertet wird.

Mit Recht kann Dr. Frankenberger, der wissenschaftliche Mitarbeiter des bekannten Jenaer Verlags, sagen:

„MacDonald kommt so von seiner organischen Staatsauffassung und dem sozialen Pflichtgedanken aus zu Forderungen, die, wenn sie in Deutschland durchdrängen, einen großen Segen für unsre Entwicklung bedeuten würden. Viele, nachgerade zum Geschwätz gewordene Uebertreibungen der Lehre vom Klassenkampf fielen zusammen, viel traditionell mitgeschleppter demokratischer Plunder würde abgestreift, und wir erhielten eine aktionsfähige, freibewegliche Arbeiterpartei, die — und das ist eine glückliche Formulierung MacDonalds — nicht eine für einseitige Programminhalte kämpfende sozialistische Partei wäre, sondern eine Partei der Sozialisierung, die gewiß ist und einig in dem Grundsatz: Arbeit an der Belebung, Gliederung und Gestaltung des Staates, der aber die Mittel zu diesem Zweck nicht feste und unrevidierbare sind.

Das deutsche Volk wird nicht lange im unklaren darüber sein können, ob die deutsche Sozialdemokratie eine starr sozialistische, d. h. praktisch unfähige, oder ob sie eine sozialisierende Partei sein will."

Dem muß jeder wahrhaftem Fortschritt Zugewandte, jeder, der gerechtem Ausgleich der Klasseninteressen zustrebt, jeder, der dem demagogischen Schlagzeug abhold ist in der politischen Musik, zustimmen. Aber es ist doch von besonderem Reiz, wenn der Führer der englischen Arbeiterpartei, den unsre deutschen Genossen als den ihrigen vindizieren, offen bekennt (und das ist die Quintessenz seines Buches, wie es scheint), daß der gerechte Ausgleich verzögert wird durch eine sozialistische Partei, die vermeint, sie sei einer sozialisierenden (friedliche soziale Staatsarbeit leistenden) überlegen. Der eine Band von Ramsay MacDonald spricht Bände. „Doch auf verhärtetes Fell wirkt nicht einmal die scharfe Nieswurz." Sagte der römische Satiriker Persius.

Das großmütige England.

Was es uns geschenkt hat.

Kaum glaubt man, daß Aschermittwoch ist, wenn man die niedlichen Fastnachtsscherze liest, die sich einige englische Blätter erlauben. Unsre Londoner Redaktion drahtet uns:

London, 21. Februar. (Priv.-Tel. der Dresdner Neuesten Nachrichten.) So viel vorige Woche über die deutsch-englischen Beziehungen gesprochen und geschrieben wurde, so wenig hört man jetzt etwas davon. Es macht sich gegenwärtig ein leiser Umschwung bemerkbar und, wie es scheinen will, nicht zum besten. Gestern wußte die „Pall Mall Gazette" aus „zuverlässiger diplomatischer Quelle" zu melden, daß die Reise Sir Ernest Cassels nach Berlin gar nichts mit der Bagdadbahn zu tun gehabt hätte. Die „Daily Mail" brachte ein Interview aus Berlin mit dem bekannten Politiker und Geschäftsmann Sir Robert Hadfield, dem sie große Bedeutung zuschreibt, da Hadfield mit Hofkreisen in enger Fühlung stehe. Hadfield erklärte, daß Deutschland die Abtretung der Walfischbai fordere, und zwar mit gutem Recht, denn nur damit könne England seine versöhnliche Haltung beweisen. Damit ist die „Daily Mail" jedoch nicht einverstanden und erklärt an leitender Stelle, es sei nichts erwähnt worden von einer gleichzeitigen Abtretung deutscher Erde. „Wir können nur erklären, daß eine Regierung, die britisches Besitztum an Deutschland abtritt, das Temperament der britischen Nation mißverstanden hätte. Wenn wir auch alle bemüht sind, uns mit unsern deutschen Vettern wieder auf guten Fuß zu stellen, so sind wir doch nicht bereit, ihre Gunst mit Geschenken zu erkaufen. Tatsache ist übrigens, daß die Walfischbai gar nicht unser Eigentum ist, so daß wir sie auch nicht fortgeben können: sie gehört zur südafrikanischen Union. Die Politik, Deutschland Geschenke zu machen, um guten Willen zu zeigen und seine Gunst zu erkaufen, ist in der Vergangenheit ohne Erfolg versucht worden. So gaben wir Deutschland Helgoland, wir gaben ihm Samoa, aber derartige großmütige Handlungen unserseits versagten. Ist es wahrscheinlich, daß ein Geschenk wie das der Walfischbai Erfolg haben wird? Eine Politik, bei der alles Nehmen auf der einen und alles Geben auf der andern Seite steht, ist verfehlt." — Die „Evening News" schreiben: „Da die Walfischbai für Deutschland nicht zu haben ist, müssen an andern Plätzen Kompensationen gesucht werden. Da aber herrenlose Gebiete kaum zu finden sind, so besteht die Vermutung, daß England vielleicht mit einem wohlwollenden Lächeln zusehen soll, wie Deutschland sich der Besitzung einer Nation bemächtigt, die diese nicht verteidigen kann, mit andern Worten: wir sollen Plünderungen ermutigen, damit wir uns in Deutschland populär machen. Je früher aber Deutschland einsieht, daß England sich hier-

Strindbergs „Königin Christine".

Von unserm E.-G.-Mitarbeiter.

Berlin, 20. Februar.

In einer nachträglichen Strindbergfeier lud das Theater in der Königgrätzer Straße. Es brachte — gerade ein Jahr nach Hamburg und München — das Drama aus dem historischen Zyklus des schwedischen Dichters, das allein von der großen Reihe dieser Historienschauspiele auf einiges äußliche Interesse bei uns rechnen darf, die „Königin Christine". August Strindberg hat eine sonderbare Art, Geschichte dramatisch zu gestalten. Er hat gar nicht den dichterischen Willen, in irgend etwas von der Chronik abzuweichen, in die bunte, wirre Fülle der Geschehnisse innere Notwendigkeit und eine starke Einheit zu tragen. Sein historisches Gemälde gleicht einem Bilde, das in altmodischer Manier Einzelheiten an Einzelheiten reiht, statt zu komponieren, und so wirkt Strindberg augenscheinlich mehr mit epischen als dramatischen Mitteln. Der letzte Schimmer der großen Zeit Gustav Adolfs liegt über Schweden. Seine Tochter Christine ist Königin. Ihre Herrschaft scheint das starke Reich zu erschüttern. Sie treibt, von einem seltsamsten, allen anderen Schweden unerklärlichen Wesen getrieben, eine Kinderstubenpolitik, wie ihr Vetter sagt, und richtet Unheil an, wohin ihre dunklen Augen sehen. Allmählich erfahren wir von ihren alten und neuen Liebhabern, den weitversponnensten Intrigen und zahllosen Parteiungen. Christines Schulden und naiv-[illegible] Weise, Geld zu schaffen, ihr unsäglicher kindlicher Leichtsinn, mit dem sie Kriege von unheilvollen Folgen beginnen läßt, und die achtlose Launenhaftigkeit, in der Schneider Kammerherren werden — das alles erbittert das Volk und die Edlen, und man zwingt sie zur Abdankung. Mit königlicher Würde verläßt sie ihren Thron und zieht in die Verbannung — nach Rom, nach Paris.

Das sind die Begebenheiten der „Königin Christine". Sie scheinen ein vaterländisches Schauspiel darzustellen, das ein guter dramatischer Architekt folgerichtig gebaut hat. Aber da steht plötzlich mitten unter den gepanzerten Kämpfern des Dreißigjährigen Krieges und unter den zeremoniellen Hofleuten mit dem goldgestickten Mantel eine Frau, die seltsame Königin, und mit einem Male versinkt die Historie und wird zum marionettenhaften Hintergrund für Christine. Sie ist das Strindberg-Weib mit der komplizierten Psyche, mit der dämonischen Pathologie, dem rätselhaften Wesen, dessen sichtbare Erscheinungen aus den tiefsten seelischen Gründen steigen. Königin Christine haßt die Frauen und haßt die Frau in sich. Sie zwingt sich, im Empfinden und Handeln ganz Mann zu sein. Mit ihrem Volk spielt sie wie mit der Liebe und ist zügellos in ihren Leidenschaften. Und doch bricht oft das Weiblich-Kindliche in ihr durch mit elementarer Wucht, daß sie sich schmeichelnd-schmollend dem Kanzler auf die Knie setzt und den Arm um seinen Hals legt. Eine gnadenlose Grausamkeit, jener Urhaß der Frau gegen den Mann, den Strindberg so oft als Problem gesucht, ist auch ihr eigen, und so schimmert ihr ins Unendliche zerfließender Charakter in einem glitzernden Spiel ihrer Sinne. Man fühlt das üppig wuchernde historische Beiwerk als anorganischen Teil des Dramas und wird ganz gebannt von dem außerordentlichen Reiz dieser weiblichsten Frau, die mit all ihrer gezwungenen Mannheit nur ihr Weibtum beweist.

Irene Triesch als Königin war die Heldin des Abends. Sie gab eine außerordentliche Leistung und streifte in dem mannigfaltigsten Wechsel des Tons vom Rührenden, Kindhaften bis zu männlich-brutaler Schärfe bis hart an das Virtuosenhafte. Der schwache Beifall galt vor allem ihr, denn sie gab der chronistischen Historie die Seele.

Moderne Malerei.

(Zur Dreher-Ausstellung bei Arnold.)

Wilhelm Trübner gilt uns als eine der stärksten malerischen Potenzen der Kunst unsrer Zeit. Kaum einer, selbst Liebermann nicht, besitzt die gleiche, männlich-sachliche Kraft der Bildgestaltung innerhalb der Grenzen einer rein malerischen Anschauungsweise. Wenn wir trotzdem von so vielen hervorragenden Trübnerschen Bildern uns mit einer gewissen Ernüchterung und mit unbefriedigter Sehnsucht wenden, dann sicher deshalb, weil wir hier, am klassischen Einzelfalle, das vermissen, was der Kunst unsrer Zeit überhaupt ermangelt: eine tiefere innere Beziehung zum Weltganzen, das Getragenwerden von einem die Welt der Erscheinungen voll durchflutenden Weltgefühle. Trübners Bilder, von einigen ergreifenden Landschaften aus früheren Jahren abgesehen, wirken in diesem Sinne oft leer und trocken. Daß er über diese Leere nicht mit aufgeflackerten Gemütstönen hinwegzutäuschen versucht, das ist seine eigentliche menschliche Stärke, ist das, was ihm dauernd die Sympathie aller derer sichert, die zwar mehr als eine ausgezeichnete malerische Kultur suchen, die sich aber — in der Malerei — das „Erlebnis" nur innerhalb des Rahmens malerischer Kultur und rein malerischer Anschauungsweise dargestellt denken können. Es ginge auch nicht, etwa Liebermann gegen Trübner auszuspielen. Liebermann, dieser andre Stützpunkt der modernen deutschen Malerei, hat vieles, was Trübner nicht hat. Dieses Mehr jedoch ist kaum etwas andres als ein starkes und zuweilen freilich außerordentlich fesselndes subjektives Temperament. Aber Zolas für ein ganzes Zeitalter der Kunst fruchtbare, zum mindesten außerordentlich erzieherische Formel der Kunst: Wirklichkeit, gesehen durch ein Temperament, — gerade sie ist uns heute zu eng, ist uns zur Fessel geworden. Dazu kommt, daß das Liebermannsche Temperament in seiner Subjektivität nicht selten die einheitliche Bildform zerschlägt, daß damit seine künstlerische Sprache oft mehr prickelnd nervös und geistreich als groß und überzeugend ist, daß er mit alledem nicht zu jenen formal klassischen Bildorganisationen gelangt wie Trübners gesammelte Kraft. Aber diese Bildorganisation, die wie eine eigene Welt nach ihren eigenen Gesetzen innerhalb des Bildrahmens sich auslebt, sie glauben wir ja der Kunst der Malerei ebensowenig erlassen zu können wie die Bindung an die Wirklichkeit. Denn wenn uns Zolas Formel zu eng wird, so wollen wir doch nicht die Wirklichkeit und auch nicht das Temperament eliminiert wissen, wir wollen diese Formel nicht umdrehen oder umstürzen, sondern nur erweitern und vertiefen. Daher uns auch die großen Dichter und Propheten der neueren deutschen Malerei, die Böcklin, Klinger, Thoma, Welti und wie sie heißen, wohl als wundervolle Spezialitäten, aber gar nicht als Wegweiser, sondern durchaus als Führer in Sackgassen der Kunst erscheinen. Sie sind, was auch dagegen gesagt werden mag, literarisch-anthropomorphisch, das Geheimnis tut sich ihnen nicht im Anblick der Wirklichkeit auf, sondern sie brauchen eine Uebersetzung, einen Apparat, eine symbolische Formel; sie fühlen nicht, daß die Wirklichkeit, wie sie vor uns liegt, selbst die symbolische Formel ist, großartiger, umspannender, als sie die bedeutendste „mythenbildende Kraft" erfinden könnte. Sie sind — Thoma macht mit einigen wundervollen Landschaften, besonders mit dem Rheinfall bei Schaffhausen in der Bremer Kunsthalle, eine Ausnahme —, sie sind nicht Malerpoeten, nicht Malerphilosophen, sondern Illustratorpoeten und Illustratorphilosophen mit malerischen Neigungen und Talenten. Es hilft nichts: der Weg zur deutschen Malerei der Zukunft wird nicht über die weiten und lustigen Felder dieser großen Meister, sondern durch die enge Pforte führen, die mit den Namen Liebermanns und Trübners bezeichnet ist und mehr noch mit dem Trübners als mit dem Liebermanns.

Es will mir scheinen, als ob Richard Dreher, der vor einigen Jahren mit so großen Hoffnungen Begrüßte, auf diesem Wege rüstig unterwegs sei. Die bildformale Verwandtschaft seiner neuen Werke mit denen Trübners ist schon von andrer Seite anläßlich seiner letzten Ausstellung bei Cassirer hervorgehoben worden. Wird das gesagt, dann ist notwendig, hervorzuheben, daß Dreher durchaus nicht von Trübner, nicht von der Bewunderung und dem Studium seiner Kunst herkommt, sondern von ganz andrer Seite, von den französischen Impressionisten, von Cézanne und von van Gogh. Vor allem van Gogh ist ihm ein Befreier und Ermutiger geworden, befreiend von der Enge der Anschauung, wie sie in Zolas Satz formuliert ist, ermutigend zum Sichbefestigen in der tieferen Wahrheit: Kunst ist Wirklichkeit, geahnt und geschaut als Ausdruck des Unwirklichen, als eine Brücke vom Großen und Wahren der Welt zu der Einzelseele. Die unerhörte Fähigkeit, sich durch den rätselhaften Ausdruck auch der gewöhnlichsten, alltäglichsten Wirklichkeit zu den tiefsten Erschütterungen aufpeitschen zu lassen, das ist's ja, was das unglückliche Genie van Goghs als Eröffner einer neuen Epoche der Kunst erscheinen läßt. An den großen Franzosen denkt man unmittelbar heute freilich sehr wenig vor Drehers Bildern. Sie sind klassischer, gebändigter, von einer Art malerischer Architektur, die van Gogh, dem an seinen Erschütterungen Zugrundegegangenen, fern gelegen hat. Mit dieser malerischen Architektur nähert sich Dreher den Werken Trübners, sie sind wie diese — im Gegensatz zu den Schöpfungen van Goghs — auf dem Boden einer großen, spezifisch malerischen Begabung erwachsen, die dann auch zu verwandten objektiven Bildgesetzmäßigkeiten führen mußte. Drehers junge mit Trübners reifer Meisterschaft zu vergleichen, dazu liegt im übrigen kein Anlaß vor. Beckmesser möge diese Vergleichung vornehmen; ihnen wird ja freilich schon diese Parallele zwischen einem noch nicht gereiften Werdenden und einem nun glücklich Abgestempelten ein Greuel sein. Sicher aber erscheint mir, daß Dreher alles das besitzt, was wir bei Trübner fast immer so schmerzlich vermissen. Diese Wirklichkeitsbilder, die von so außerordentlicher malerischer Haltung sind, sind zutiefst nicht aus der Freude am Malenkönnen und auch nicht aus einem beschränkten Wirklichkeitsfanatismus geboren. Sie sind nicht mehr gesehen, sondern auf dem Wege wirklichkeitsabgewandten Sehens

SLUB Wir führen Wissen. http://digital.slub-dresden.de/id490223001-19120222/1